

Stephan Quensel

## Kultur und Gewalt – ein kriminologischer Diskurs?

Eine Sammelbesprechung von: *Gay, P.*: Kult der Gewalt. Aggression im bürgerlichen Zeitalter, München 1996, 861 S.; *Schneider, H. J.*: Kriminologie der Gewalt, Stuttgart 1994, 240 S.; *Fuchs, M./Lamnek, S./Luedtke, J.*: Schule und Gewalt: Realität und Wahrnehmung eines sozialen Problems, Opladen 1996, 397 S.; *Heitmeyer, W. u.a.*: Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus, 2. Aufl., Weinheim 1996, 478 S.; *Heitmeyer, W./Müller, J.*: Fremdenfeindliche Gewalt junger Menschen, Godesberg 1995, 187 S.; *Müller, J.*: Identität und fremdenfeindliche Gewalt. Ergänzungsbericht zur Studie „Fremdenfeindliche Gewalt junger Menschen“, Bundesministerium f. Justiz 1996, 81 S.; *Krasmann, S./Scheerer, S. (Hg)*: Die Gewalt in der Kriminologie, Kriminologisches Journal, 6. Beiheft 1997; 200 S.; *Sofsky, W.*: Traktat über die Gewalt, Frankfurt a.M. 1996, 239 S.; *Vollmer, A.*: Heißer Frieden. Über Gewalt, Macht und Zivilisation, München 1996, 194 S.; *Sieferle, R.P./Breuninger, H. (Hg)*: Kulturen der Gewalt: Ritualisierung und Symbolisierung von Gewalt in der Geschichte, Frankfurt a.M./New York 1998, 295 S.; *Lindenberger, Th./Lüdtke, A. (Hg)*: Physische Gewalt: Studien zur Geschichte der Neuzeit, Frankfurt a.M. 1995, 368 S.; *Algazi, G.*: Herrengewalt und Gewalt der Herren im späten Mittelalter, Frankfurt a.M./New York 1996, 281 S.

„Gewalt“ lebt vom und im Diskurs ebenso, wie sie durch diesen verdeckt und ausgeschlossen wird. Wissenschaft und Gewaltmonopol bieten zusammen das Dispositiv, in dem sich Gewalt-Kulturen entfalten. Kriminologen rechter wie linker Provenienz prägen als „theoretisierender“ Part in diesem Dispositiv dessen herrschaftsstabilisierende Rolle durch „verharmlosende“ Dramatisierung oder Ästhetisierung.

1. Fast ausnahmslos folgen wir dabei noch immer eben demselben „Kult der Gewalt“, den *Peter Gay*, ein amerikanischer Kulturhistoriker, für das lange bürgerliche Jahrhundert zwischen französischer Revolution und erstem Weltkrieg beschreibt. Auf der Basis eines gemäßigt Freud'schen Ansatzes (vgl. S.655ff.) interpretiert er die „Geschichte der Aggression“ als den stets von Rückschlägen bedrohten Versuch, den – dem Eros ambivalent verschwisterten – Aggressions-Trieb zu pflegen und zu bändigen, ihn durch wissenschaftlich untermauerte Alibis zu verhüllen, in sportlichen Regeln zu bannen, durch gleichberechtigte Wahlchancen zu entdramatisieren und ihn in seiner Form als „Bemächtigungs-Trieb“ positiv zur technischnaturwissenschaftlichen Umgestaltung der Welt einzusetzen.

Am Modell der studentischen Mensur orientiert – „Sie brachte die Gewalt unter Kontrolle und sanktionierte sie“ (S. 46) – schildert Gay sechs ineinander greifende Gewalt-Diskurse:

(1) Als durchlaufend kollektiv-kultureller Hintergrund gilt ihm ein dreifacher „*Alibi*“-Diskurs: Der sozialdarwinistische Konkurrenzkampf, der Kult der „Männlichkeit“, „ein potentiell flüchtiges Kompositum aus verzweifelten Einschränkungen und unbändigen, nur mit Mühe gebändigten Triebwünschen“ (S. 144), und das projektiv geladene Rasse-Denken: „Seine Verführungskraft und Gefährlichkeit für das bürgerliche Jahrhundert verdankte das rassische Alibi (nicht anders als seine Pendant: Konkurrenzkampf und Männlichkeit) dem von der Wissenschaft erteilten dreisten Placet der Aggression“ (S. 120). Drei Alibis, die allesamt „den Haß kultivieren, und zwar im Doppelsinne, d.h. sie nähren und zügeln ihn“ (S. 48).

(2) Die den Kriminologen üblicherweise näher berührende Frage der *strafenden Aggressivität* konzentriert sich auf das „Bemühen, vernünftige und karitative Gründe für die Strafe ausfindig zu machen“ (S. 165). Dabei wurden auf der einen Ebene aus „den Sünden Verbrechen, aus Verbrechen Krankheiten, aus Krankheiten Sozialprobleme“ (S. 261), während auf der anderen Ebene – in den Auseinandersetzungen um die Strafvollzugsreform (Auburn vs. Pennsylvania-system) wie um die Eindämmung der Todesstrafe – trotz einer „unverkennbaren Entfaltung eines kulturellen Über-Ichs in den Mittelschichten ... eine eingefleischte Angst vor den revolutionären Massen an den Herzen der ehrbaren Bürger nagte“ (S. 222). Eine Sorge, die damals auch die Diskussion um die Prügelstrafe bestimmte und die heute die Angst um die schulische Gewalt prägt (s.u.): „Die Angst, kleine Halunken, die man nicht in ihre Schranken weist, könnten zu großen Verbrechern heranwachsen, verfolgte die Pädagogen genauso wie alle übrigen Bürger“ (S. 229).

(3) Begleitet wurde diese Entwicklung – ausgelöst durch die französische Revolution und vorangetrieben durch die populistisch „modernen Cäsaren“ (Napoleon I und III, Bismarck) – von einer *Demontage politisch-staatlicher Herrenmacht* mit ihrer die legitime öffentliche Aggression stützenden „Fiktion der Unfehlbarkeit“ (S. 203) auf dem Wege hart umkämpfter Bildung politischer Parteien und mühseliger Entfaltung des allgemeinen Wahlrechts mit ihrer Frage nach der „Politikfähigkeit der unteren Schichten“ (S. 342).

(4) Der noch immer virulente (und notwendige) *Patriarchats-Diskurs* mit seinen genderspezifischen „Rationalisierungen“ bildete das vierte Element: Von Mary Wollstonecraft (gest. 1797) über die „verdammte Meute schreibwütiger Frauen“ (S. 403) – „das Schreiben als ernsthaft betriebene Heimarbeit“ (S. 405), Gartenlaube, George Eliot und George Sand – bis hin zur ambivalent wirksamen Anerkennung „weiblicher Kompetenz“, zunächst im Haushalt, dann als Bürokratie und schließlich in den pflegerischen Berufen: „Kompetenz erwies sich als Voraussetzung dafür, daß Frauen konstruktive Aggression üben konnten, als gewaltiger erster Schritt hin auf die Ausübung von Machtfunktionen draußen in der Welt“ (S. 434).

(5) Auf diesem Wege der „Kultivierung der Gewalt“ spielt die *verbale Gewalt* des beißenden Witzes und der politischen Satire eine – den Freudianern

geläufige – keineswegs unwichtige Rolle: Von Moliere über Dickens, Heine, Daumier, Simplicissimus bis hin zum eher biederem Wilhelm Busch als ausführlich besprochener Prototyp eines Bürgers, der in gespannter Besorgnis über Deutschlands weiteren Kurs seine Angst durch Aggressivität besänftigte: „der Humor war dabei seine Waffe... die zeigt, wie mit Aggressionen umgegangen werden kann, durch Umwandlung von Gewalt in Lachen“ (S. 522,524).

(6) „Aggression hat freilich auch ihre *konstruktiven Seiten*, und diese hat denn auch das 19. Jahrhundert mit eindrucksvollem Tatendrang unter Beweis gestellt“, so vollendet Gay in einem eher naiv-Foucaultian Sinne (er hält so gar nichts von Foucault, S.800; wie er auch Elias' Zivilisationstheorie oder Baumans „Moderne“-Kritik nicht zu kennen scheint) seine Analyse: „Konstruktive Aggressivität erklärt einen Großteil der vorwärtsdrängenden Schubkraft dieses Zeitalters und viele seiner Spannungen“: „das Bemühen, den Haß zu kultivieren, indem die Streitlust in produktive Kanäle gelenkt wird, die Hinwendung der Wissenschaft zum Alltagsleben, Spezialisierung im Dienst des Wissens und Handelns ...“ (S. 526f.). Positive Seiten der Aggression, die von der „Selbstbeherrschung“ bis zur zunehmenden Regelung des Sports, von den Erfolgen der Medizin und Nationalökonomie bis hin zur Industrialisierung reichen, so sehr dabei auch „Hysterie und Zwangsneurose einen bösen Kommentar auf die bürgerlichen Ideale des 19. Jahrhundert liefern“ (S. 632).

Wenn wir auch als (pessimistisch und soziologisch argumentierende) Europäer Peter Gays ambivalenten Fortschrittsoptimismus in seinem Epilog nicht immer folgen können, in dem er etwa den 14. August 1914 nur dichotom damit erklären kann: „die fatalistische Vorstellung, daß die Aggression über Besonnenheit und Vernunft notwendig habe triumphieren müssen“ – so aber wohl doch Freud in seinem Brief an Einstein – „schätzt die Rolle, die der Zufall in den menschlichen Angelegenheiten spielt, zu gering ein“ (654), so bietet er uns doch einen Rahmen (mit sehr viel Quellen-Material), in dem wir auch unsere rezenten kriminologischen, „selbsternannten Geschichtenerzähler einer Kultur“ (S. 648) verorten können.

2. So führt uns zunächst *Hans Joachim Schneider* in bewährt redundanter Weise mit eingerahmten „Fenstern zur Welt“ („Der Fall Bernhard Götz“ oder „Mädchen- und Mitgiftmord in Indien“) und „Blitzlichtern“ („Krawall im Brüsseler Heysel Stadion“ oder „Attentat auf Alfred Herrhausen“) in die Vorstellungswelt der bundesdeutschen „Anti-Gewalt-Kommission“ (Quensel 1992) ein. „Gewalt“ ist „physisch“, „illegitim“ und „böse“. Sie findet sich – nicht nur, aber überwiegend – in den unteren sozialen Schichten: „Sie haben die humanistischen Wertvorstellungen der Ober- und Mittelschichten noch nicht in vollem Umfang angenommen“ (S. 27); sie ergibt sich bei Ausländern aus deren „Kulturkonflikt“ (S. 41) und führt bei Frauen, deren Aggression ja bekanntlich im Gegensatz zur männlich „instrumentellen“ Aggression „expressiv“ ist, dazu, daß sie mit – exakt? – 36,4% an der Kindesmißhandlung beteiligt sind (S. 37f.).

„Gewalt in der Familie ist die am weitesten verbreitete Form der Gewalt“ (S. 125), ist Produkt von Sozialisationschäden und Werteverfall; geistesranke Mörder sind selten (S. 48, 78, 82, 85); und viele Gewalttaten lassen

sich mit Hilfe der Theorie symbolischer Interaktion als Ergebnis wechselseitiger Mißdeutung erklären (S. 20,80).

Im Übrigen ist die Sache komplex: „Die folgenden soziologischen, psychologischen und sozialpsychologischen Theorien erklären einzeln und für sich alleine lediglich Einzelaspekte der Krawalle. Die Vielschichtigkeit der Ursachen und Vorbeugungs- und Kontrollmechanismen kommt erst ins Bild, wenn die Theorien“ -wie auch immer- „miteinander kombiniert werden“ (S. 168).

Polizei-Daten zur Tötungskriminalität kann man nicht voll trauen, doch sind „in der Zeit von 1955 bis 1990 die Tötungsdelikte in der Bundesrepublik angestiegen“ (S. 76f.). Während bei den „Gewaltdelikten von Ausländern“ die „sozialstrukturellen Benachteiligungen“ nicht zu erklären vermögen, warum nur eine Minderheit ausländischer Jugendlicher delinquent“ wird, „verarbeitet die Mehrheit der Gastarbeiterkinder den Kulturkonflikt psychisch und sozial recht gut“ (S. 39,41). Und bei den Medien ist deren negativer Einfluß „durch eine Langzeitstudie von über 30 Jahren bewiesen worden“ (S. 63), was wohl insbesondere auch für „Gewaltszenen im Sport“ zutrifft, „steigen doch innerhalb von drei Tagen nach Übertragung von Schwergewichtsboxkämpfen der Profis in den elektronischen Medien die Tötungsdelikte durchschnittlich um 12,5% an“ (S. 67, 155). Usw. usw. - eine Fundgrube für eine wissensoziologische Analyse „wertfreien“ Argumentierens.

Eine Zettelkasten-Kriminologie, in der zufällig ausgelesene Forschungsbefunde nebeneinander gestellt, Alltags-Theorien als „Theorie“ ausgegeben und Stammtisch-Gerede – ganz ungewollt – der Vernebelung dient: „Der Massenmord (Völkermord) während des Nationalsozialismus ist zum Beispiel begangen worden, weil die Gesellschaft zum großen Teil verhetzt war, weil eine Gruppe von Menschen (die SS) ihn durch Indoktrination unterstützte, und weil er durch autoritäre Gehorsamstäter ausgeführt wurde, die schwere Sozialisierungsschäden besaßen“ (S. 82, vgl. auch die sog. Reichskristallnacht S. 164).

Wohl geeignet für juristische Punkte-Klausuren („Nennen Sie 6 Theorien zu den Ursachen der Vergewaltigung und 5 Typen von Attentätern“, vgl. S. 98f., 84), zur Forderung nach polizeilichen Greiftrupps (S. 218) und zu Sonntagspredigten: „In den sozialen Gruppen, zum Beispiel in der Familie, der Schule, der Nachbarschaft, der Berufs- und Freizeitgruppe, sollte konsequent zu friedlicher Konfliktregulierung erzogen werden“ (S. 216).

3. Doch wie steht es bei uns tatsächlich um die „Realität“ dieser Gewalt? Soziologisch orientierte Forscher, die sich nicht auf die Zahlen der Polizei verlassen, greifen dabei gerne auf Umfragen zurück, wobei man institutionalisierte „Probanden“ als leichter zugänglich bevorzugt. In unserem Falle weniger Rekruten, bei denen man wohl besser Körpergröße und Intelligenz denn „Gewaltbereitschaft“ mißt, sondern Strafgefangene zur Validierung von Aggressions-Skalen und – seit Beginn der 90er Jahre – die „wachsende Gewalt an den Schulen“, womit man rasch an die unteren Grenzen definierbarer „Gewalt“ gerät.

Das *Fuchs-Lamnek-Lüdtke-Team* löst dies durch vier „Gewalt-Indizes“ (S. 97ff.), die neben der relativ häufigen „verbalen Gewalt“ einen dreifach geglie-

dernten Komplex von „Gewalt gegen Sachen“, „psychischer“ und „physischer Gewalt“ erfassen, also vom „Mitschüler beschimpfen“ über „Mauern und Türen in der Schule bemalen“ bis hin zu „zusammen mit anderen einen Mitschüler angemacht“ oder „einen Lehrer geschlagen“ reichen.

Das Fazit dieser 1993 repräsentativ für Bayern durchgeführten – und durch Gruppendiskussionen angereicherten – postalischen Befragung von 3.609 SchülerInnen und 786 LehrerInnen an Haupt-, Berufs- und Realschulen sowie Gymnasien, „daß die Verhältnisse nicht so sind, wie vielfach behauptet und befürchtet wird“ (Buchrückseite), beruhigt.

Die an Zahlen überquellenden, statistisch sauberen und in den Zusammenfassungen gut lesbaren Analysen demonstrieren viererlei:

(1) Zunächst den Mechanismus der „Konstruktion eines sozialen Problems“ bis hin zum „Labeling zweiter Ordnung“ (S. 18): Obwohl Lehrer aus eigener Erfahrung kaum über „Schüler-Gewalt“ berichten konnten, und zwar um so weniger, je länger sie Berufserfahrung hatten (S. 75), produzieren sie, „medial oder in der Ausbildung erworben“ (S. 182, 298), stereotyp Verursachungstheorien Schneider'scher Provenienz – Leistungsdruck, gesunkene Hemmschwellen, Massenmedien, Werteverfall (S. 62ff.).

(2) Den Autoren gelingt es in ihrem Abschnitt „Ursachen und Erklärungen“, trotz vielfach eingestreuter Warnung, keineswegs immer, die aufgefundenen querschnittshaften Korrelationen „ursachenfrei“ aus sich heraus zu interpretieren:

Dies mag für zeitlich durchlaufende Variablen – schulischer Kontext, familiäre Situation, gender und Ausländerstatus – die sich insgesamt als wenig ertragreich erwiesen, noch zutreffen, so sehr natürlich auch hier Fremd- und Eigen-Definitionen eine entscheidende Rolle spielen: etwa im Verhältnis von gender und Gewalt oder für die gefundenen Differenzen bei „arbeitslosen Vätern“ versus „Hausmännern“ (S. 107).

Doch wie steht es mit dem „Einfluß“ körperorientierter Sportarten (S. 355), mit der Aussage: „Eine kräftigere Wirkung hat hingegen die häufige Betrachtung von Kriegs-, Horror- und Sexfilmen auf die Jungen“ (S. 253), bzw.: „Die Wirkung von Drogen bzw. des Drogenkonsums auf die Gewaltaktivität ist vielmehr als eine indirekte, vermittelte zu betrachten, denn Drogen wirken stets im Kontext des (spezifischen) settings“ und nicht „substanzzentriert“ (S. 278). Hier hätte es nahegelegen, auf gemeinsame Wurzeln zurückzugreifen, die man – mit den Autoren – nicht im psychologisierenden „sensation-seeking“, sondern eher in einer jugendspezifischen (s. S. 267) „Subkultur“ hätte suchen können, sofern man dieses Konzept nicht zu eng fasst (s. S. 185ff.).

Die hier künftig noch anstehende – die Zeitkomponente prozesshaft einbeziehende, notwendig spiralförmige – Analyse wird besonders deutlich bei der Frage nach dem Einfluß „normativer Einstellungen“. Sieht man davon ab, daß sie, in demselben Fragebogen erfragt, den gleichen „social-desirability“-bias unterliegen, weswegen dann „nur 7,4% sich vorstellen können, einmal etwas zu klauen“ (S. 188), dann reicht es nicht, nur festzustellen, „eine Reihe verbal geäußerter Einstellungen (vor allem die Bereitschaft zur Norm-

übertretung...) schlägt sich im gezeigten Gewaltverhalten nieder. Die Attitüden können dabei ... auch bedingt als Motive für gewalttätiges Handeln interpretiert werden“ (S. 326), zumal solche „subkulturellen“ Normen ja zugleich auch nachträglich legitimierend wirken oder solche verbal geäußerten Attitüden ebenso lustbetont ausfallen, und umgekehrt die (erzählte!) „ausgeübte Gewalt“ im „doing culture“ dann auch diese Normen mitkonstituieren können. Die Feststellung: „So erklärt die Transgressionsbereitschaft 17,0% der Variation verbaler Gewalt ( $r^2 = 0,17$ )“ (S. 321), fasst dafür zu einseitig allein die „Gewalt“ als abhängige Variable anstatt sie zugleich auch als (nachträgliche) Legitimation oder gar als eigenständig lustvolle „verbale“ Gewalt zu werten, die eben zusammen ein „Syndrom“ bilden. Warum nutzt man eigentlich so selten dieses „Korrelations-Potential“ anstatt es stets einseitig aufzulösen?

(3) Zwei von den Autoren besonders herausgestellte Befunde unterstreichen diesen „jugendspezifischen“ Charakter „schulischer Gewalt“: Erstens der Gipfel dieser Gewalt bei den Jüngeren – 13-15-Jährigen (S. 103, 117, 358); und zweitens die hohe Übereinstimmung zwischen Opfer- und Täter-Status vor allem bei männlichen Jugendlichen.

(4) Schließlich bekräftigt die Analyse aber auch die Erwartung, daß es in allen Schultypen im 1-5%-Bereich zu problematischeren Gewalt-Konstellationen kommen kann. Weniger wohl bei dem von den Autoren eher überbewerteten (Messer-)Waffenbesitz (S.121) als bei den verfestigten Cliques (die sie als „gang“ bezeichnen), so sehr auch diese als „passageres Altersphänomen... die gleichen Gewalthandlungen wie ‘harmlose Schüler’ – nur eben häufiger“ zeigen (350,352).

4. Überzeugender noch argumentiert das *Heitmeyer-Team* in seiner Auswertung einer repräsentativen Fragebogen-Untersuchung bei einer ähnlich großen Kohorte von 3401 15-22-jährigen Jugendlichen in West- und Ostdeutschland aus den Jahren 1992/93.

Die von Kersten (1993) bereits ausführlich besprochene Arbeit verdient in unserem Zusammenhang besonderes Interesse, weil sie ebenso ambitioniert empirisch und methodisch wie explizit theoretisch (Heitmeyer/Müller S. 10) unter Rückgriff auf Becks Individualisierungsthese das geläufige kriminologische Gewalt-Paradigma in Reinform repräsentiert: Gewalt „ist immer mit Destruktion und Macht verbunden“ (S. 70) und muß dementsprechend als Negativum auf negative Ursprünge zurückgeführt werden. Die gesamtgesellschaftliche Desintegration, Wertepluralismus und Enttraditionalisierung offenbaren sich im offen oder verdeckt zerfallenden Familien-Kontext, um sich letztendlich in „gewaltaffinen“ Einstellungen „produktiv realitätsverarbeitender Subjekte“ (S. 31) niederzuschlagen.

Dafür reicht dann das manifest physische Gewalthandeln – gemessen an den üblichen Delinquenz-Items (Sachbeschädigung, Körperverletzung, Bedrohung, Raub, Einbruch; S. 140) nicht aus, weswegen in drei Schritten zunächst die geringere weibliche Gewaltbelastung mit Auto-Agression erklärt, sodann die Altersvariable (range: 15-22 Jahre) mit ihrer höheren Belastung jüngerer Schüler (s.o. Fuchs u.a.) aus der Analyse radikal ausgeklammert und schließlich – in berechtigter Kritik am physischen Gewalt-

begriff (S.70) – zunächst auf „manifeste Gewalteinstellungen“ und sodann in einem letzten „Präventionsschritt (?)“ auf gewaltaffine Einstellungen ‘machiavellistischer, autoritaristische und law-and-order-Einstellungen’ als Basis für die Erklärung der Zusammenhänge von jugendlicher „expressiver, instrumenteller und ethnisch motivierter Gewalt“ zurückgegriffen wird.

Das Problem solcher theoretisch-wertender Destruktions-Analysen liegt weniger in ihren Einzelergebnissen, die zum Teil hochinteressant und weiterführend sind, sondern in ihrem (kultur-pessimistischen) Rückgriff auf scheinbar plausible Alltagstheorien (einer historisch immer schon „verderbten Jugend“), so daß man dann das Fazit nur noch im vorgegebenen Schema „zunehmender Gewalt“ interpretieren kann: So findet man die „höchsten Gewaltwerte... in jenen 3 von insgesamt 9 sozialen Milieus..., die sich in den letzten 10 Jahren ausgedehnt haben, also den Mainstream der gesellschaftlichen Entwicklung widerspiegeln... im aufstiegsorientierten Milieu, im hedonistischen Milieu und im traditionslosen Arbeitermilieu“ (S. 413; wobei ‘Milieu’ nach dem SINUS-Vorbild nicht sozioökonomisch oder an Hand der Schulzweige, sondern allein aus Einstellungs-Syndromen – à la „Ich habe oft den Drang, etwas Starkes und Neues zu erleben“ – gemessen wird). Eine Sorge, die ergänzt wird durch den Hinweis auf „Folgen, die auftreten können, wenn insbesondere Mädchen in eine *Individualisierungsfalle* hineingeraten, die zu den Antriebskräften für einen Aufholprozess werden kann... die sich u.U. auch in gewaltförmigen Anpassungen auswirken können“ (S. 418); zumal „Jugendliche jüngerer Jahrgänge aus den Gymnasien inzwischen das Gewaltniveau von Jugendlichen in den anderen Schulformen *schon* erreicht haben. Dementsprechend ist dort die Steigerung der Gewaltbelastung am höchsten“ (S. 415).

5. Umso erstaunlicher fällt demgegenüber die interessante Folgeanalyse von *Heitmeyer/Müller* zur fremdenfeindlichen Gewalt rechtsextremer Täter aus. Im Rückgriff auf die obige Analyse und auf Akten aus 51 Strafverfahren mit 116 verurteilten Gewalt-Tätern sowie auf 45 intensive Interviews finden sie zwar die allgemein bei „jugendlichen“ Strafgefangenen bekannten unzureichenden Familien- und Ausbildungs-Verhältnisse: „Nicht ein ‘zuwenig’ an Autorität, sondern umgekehrt ein ‘Zuviel’ an autoritär-gewalttätiger Erziehung bildet bei vielen der Befragten den Hintergrund emotionaler Desintegration mit den damit verknüpften Folgen“ (S. 174). Doch stießen sie zugleich ganz unerwartet auf ein weitgehendes Fehlen von „wirklich umfassenden und verfestigten rechtsextremistischen Orientierungen...stattdessen sind nicht wenige unter den jungen Tätern, die für Gleichheits-, Gerechtigkeits- und Demokratievorstellungen offen sind, oder diese zum Teil sogar offensiv vertreten“ (S. 142, 175); ein Befund, den *Müller* noch durch seinen Hinweis ergänzen kann: „Zunächst fällt sofort der außerordentlich hohe Anteil derjenigen ins Auge, die über ein positives bzw. sogar sehr positives Selbstkonzept verfügen“ (S. 12). Wie also sollen wir (als erwachsene Kriminologen) jugendliche Gewalt deuten: Als Vorboten für die schreckliche Gewalt individueller und staatlicher Serienmörder oder als jugendkulturellen Modus spielerischer Selbstentfaltung, der unter bestimmten Bedingungen entgleisen kann bzw: War Eichmann wohl ein gewalt-affin eingestellter Schüler?

6. Kritik an kritischer Kriminologie ist „in“ in *Krasmann/Scheerer*. Weswegen wir uns jetzt der „Dementier- und Tabuisierungs-Kriminologie“ (S. 10) in den eigenen Reihen zuwenden müssen. Dies ist berechtigt, wie Kreisssls „Überlegungen zur Kritik des kriminologischen Gewaltdiskurses“ am einleitenden Beispiel der Arbeiten von Jäger, Albrecht/Backes und Schumann (S. 185ff.) aufzeigen können. Doch befürchte ich, daß etwa der mahnende Hinweis auf Auschwitz (S. 5, 64) – unter dem gemeinsamen Etikett der „Gewalt“ – dann doch nur dazu dient, sich wieder der privateren Gewalt zuzuwenden; und daß der „Schock der gewaltgebrochenen Hoffnung auf den Prozess der Zivilisation“ (S. 5) dann doch nur ästhetisierend verarbeitet wird: Kein konkreter Beitrag zu den wahren Gewaltorgien dieses „Jahrhunderts der Gewalt“, wenn man von Susanne Karstedts Bielefelder Reanalyse empirischer Arbeiten über „Alte Kämpfer – Junge Rechte. Rechtsextremismus und Gewalt in zwei Generationen“ absieht: „Soziale Deklassierung, Abwärtsmobilität und ökonomische Deprivation kennzeichnen die gewalttätigen Gruppen beider Generationen, jedoch stärker ausgeprägt in der jungen Generation“ (S. 131).

Stattdessen stilistisch brillante, kenntnisreiche Analysen etwa von Stefan Breuer über die Dialektik von Individualisierung und Entindividualisierung von Simmel bis Beck, die dann letztlich aber doch ebenfalls bei Heitmeyer landen; oder Susanne Krasmanns Heterotopie-Modell à la Foucault, das dann doch zu der Feststellung führt: „Diskurse können Gewalt sichtbar machen, sie aus uneinsehbaren Orten hervorholen. Unermüdlich kritische Stimmen verhalfen beispielsweise dem Thema ‘sexueller Mißbrauch an Kindern’ zum Sprung aus dem abgeschirmten Dunkel der Familie an die Öffentlichkeit“ (S. 97); bis hin zu Wolfram Stenders akademischem Versuch, mit Horkheimers These von 1947, „daß die Gewalt mißglückter Zivilisation aus sich heraus jene Destruktivkräfte erzeugt, die alle Zivilisation zu vernichten drohen“ (S. 80), eine Brücke zwischen kritischer Kriminologie und kritischer Gesellschaftstheorie zu schlagen.

Was bleibt, sind ästhetische Legitimationen eben der kriminologischen Neugier, die mir bereits 1956 entgegensprang, als ich das erste Mal die Bibliothek des kriminologischen Instituts in Freiburg betrat: „Die Guillotine als Symbol der Aufklärung“ (Jürgen Martschukat); eine – geglückte – Analyse des „seriellen Fernsehmärchens ‘Power Rangers’“ (Jo Reichertz); und „Serial Killers ... Kriminalhistorische Aspekte der Ästhetik“ (Klaus Bartels).

Doch nein, Joachim Kerstens „...Bewerkstelligung von ‘Männlichkeit’ und ‘Weiblichkeit’ bei Jugendlichen der *underclass*“ (von der dann auch die „Oberklasse“ profitiert) transzendiert die Kriminologie (wenn auch ins 19. Jhd. hinein, s.o. Gay). Und: Jan Philipp Reemtsmas konsequente (bis in die Wehrmachts-Ausstellung hinein!) Analyse: „Vielmehr sollten Institutionen – auch solche, zu deren Aufgabe es gehört, Gewalt auszuüben – auch unter dem Blickwinkel der Freiheit und Freiwilligkeit betrachtet werden“ (S. 31), könnte Anlass sein, sich vielleicht doch aus dem verdeckenden Academia-Diskurs heraus der konstruierten Realität höchst unterschiedlicher Gewaltwelten zu stellen.

7. Was tun, wenn alte wie neue Kriminologie ihr eigentliches Thema, die „Gewalt“, immer wieder verfehlen? Noch einmal von vorne anfangen? Drei

Wege lägen dann nahe. Der wichtigste, der einer eigenen Sammelbesprechung bedürfte: Der *Einstieg bei den Phänomenen* (Trotha 1997), nicht bei den „Serienmördern“ als imaginäre Symbole der Kriminalitätsfurcht, sondern bei den „realia“, wie sie etwa Browning (bespr. in KrimJ 1995, S. 304-308) und Goldhagen für die „ganz normale Kriminalität der Todesmärsche und Polizeibataillone“ oder Arendt für das „normale, bürokratische Böse“ und jüngst das Schwarzbuch des Kommunismus beschrieben haben; übrigens samt und sonders Bereiche, die nicht nur in ihren Erklärungsansätzen durch und durch konstruktiv besetzt sind, wie auch die erbitterten Diskussionen über deren Aussagen zeigen, die gleichwohl weitaus „Gewalt-realer“ ausfallen, als alles, was wir üblicherweise in der Kriminologie behandeln – von der ‘normalen’ Jugenddelinquenz einmal ganz abgesehen.

Ein anderer Weg zur Neubesinnung könnte eine Anleihe *im Essay* suchen, wofür wir die beiden folgenden Arbeiten ausgesucht haben, um abschließend mit einem Rückgriff auf die *Geschichte* einen dritten (Holz?)-Weg einzuschlagen.

*Sofsky*, bekannt aus seinem Buch „Die Ordnung des Terrors, das Konzentrationslager“ (1993; bespr. in KrimJ 1995, S. 230-235), erweist sich als Buford *staatlicher Extremgewalt*. Von der Bibel (2. Samuel) über Augustin und Gilles de Rais bis hin zur Brücke über die Beresina gelingt es ihm, in kurzen drängenden Sätzen das Phänomen der physischen und doch zugleich auch Seelen-zerstörenden (S. 66, 94) Gewalt auch aus der zumeist vernachlässigten Sicht des Leidens der Opfer (S. 67f.) begreiflich zu machen. Von der Tortur – bei den Zuschauern, im Ritual der Hinrichtung, im Kampf, auf der Menschenjagd und im Massaker – verfolgt er in „schrittweiser Analyse“ die prozessuale „Transformation der Gewalt“ in ihrer „universalen Dynamik“ bis hin zur „wilden Freude unbegrenzter Selbstenthemmung“ (S. 111, 138, 177, 184).

Theoriearm eingespannt zwischen Hobbes Fabel und Freuds Vatermord-Mythos, gilt ihm „der Glaube an die Zivilisation“ als „ein eurozentrischer Mythos, in dem sich die Moderne selbst anbetet“, denn „die Gewalt ist das Schicksal der Gattung. Was sich ändert, sind ihre Formen, ihre Orte und Zeiten, die technische Effizienz, der institutionelle Rahmen und der legitimatorische Sinn“ (S. 224). Von der These „Gewalt schafft Chaos, und Ordnung schafft Gewalt. Dieses Dilemma ist unauflösbar“ (S. 10) bis zur mythologischen Hypothese „Das Verbot, die Moral und Kultur – sie entspringen der Erfahrung gemeinsamen Tötens“ (S. 210) erstreckt sich ein Bogen, der erbarmungslos in den Sätzen endet: „Nicht in der Kluft zwischen den dunklen Triebkräften und den Verheißungen der Kulturwelt liegt das Problem, sondern in der Korrespondenz von Gewalt und Kultur. Mitnichten ist die Kultur pazifistisch. Sie rechnet selbst zum Unheil. In Wahrheit taugen die Menschen sehr wohl für ihre Kulturen“ (S. 226).

8. Auch *Antje Vollmer*, als Politikerin weniger pessimistisch als ihr Universitätskollege Sofsky, schlägt den Bogen von der Bibel bis hin in die Nachwendezeit. Gestützt auf Girard („Das Heilige und die Gewalt“), auf Elias’ Zivilisationsprozess und Hanna Arendts Konzeption „legitimer Macht“ sucht sie nach „Bausteinen“ für einen dritten Versuch, die in jüngster Zeit drohende „Gewalt-Explosion“ zu bändigen, denn „Gewaltbändigung ist der Kern der menschlichen Zivilisation“ (S. 155).

Eine Gewaltbändigung, die früher zunächst durch Opferkult, Riten und Religion mit ihren „gesellschaftlichen Gewaltventilen des Sündenbocks, der römischen Gladiatorenspiele oder der Hexenverfolgung“ (S. 89) geleistet wurde. Die dann in einem zweiten Anlauf nach dem 16/17. Jahrhundert – „dem Jahrhundert der einstürzenden Ordnungen in Europa“ (S. 61) – in der vom städtischen Bürgertum getragenen, aufgeklärten Doktrin des staatlichen Gewaltmonopols ihr Regulativ fand. Eine „Zivilisations-Leistung“, die jedoch zunächst in der weltkriegsbegeisterten „Selbstnegation der Intellektuellen“ um die Jahrhundertwende (S. 166) verloren ging, dann in der faschistisch-rassistischen wie in der sozialistisch-bolschewistischen Variante (nicht zuletzt auch durch deren antibürgerlich/antijüdisches Resentiment; S. 87, 158) zunichte gemacht wurde, um nach der „Auflösung der bipolaren Weltordnung des kalten Krieges“ (S. 175), nach dem Ausklingen der „Pax Atomica“, nach neuen „Bausteinen“ zu suchen.

Bausteine, die von Gandhi bis Mandela reichen, die in der Alltagskultur des Sports, der Musikfeste und der Stars „erfolgreicher in der Bändigung von Gewalt als die Hochkultur“ funktionieren und die in der globalen Medienöffentlichkeit, die so überzeugend die Entspannungspolitik begleitete (eine „mediengemachte Revolution“; S. 176), ihr Instrument finden könnte. Sofern es denn gelänge, „die neuen Citoyens des neuen Europa“ zu entdecken, eine „soziale Schicht, die sich für die Entwicklung dieser neuen zivilisatorischen Codes zuständig und gleichzeitig noch für das eigene Gemeinwesen verantwortlich fühlt“ (S. 187).

9. Kann uns dafür der Blick in die Geschichte konkretere Wege zur Zähmung der Gewalt lehren?

Die jüngste Sammelarbeit von *Sieferle/Breuninger* bietet da gleich eine „universalgeschichtliche Orientierung“ (Klappentext) an. Diese setzt ein mit zwei bebilderten Beiträgen zu den „Formen und Funktionen staatlicher Gewalt in Mesopotamien vom 4.- 1. Jahrtausend v. Chr.“ (M. Heinz) und über „Die Barbaren, der Kaiser und die Arena“ im imperialen Rom (P. Zanker), die beide das in den Gewaltdarstellungen dominierende Stereotyp des minderwertigen Gegners in seiner Doppelfunktion der Herrschafts-Sicherung und der Vergewisserung der Identität der eigenen sozialen Gemeinschaft (S. 50) betonen; ein Stereotyp, das eindrucksvoll mit Bildern des gleichberechtigten Agons griechischer Stadtstaaten-Kultur kontrastiert (S. 64f.). Streiflichter zur „Staatlichen Gewalt ... im Vorderen Orient des Mittelalters“ (G. Hoffmann), „Zur Gewalt in der Geschichte des frühen Japans“ (N. Naumann), Hinweise zu Geschichten des Kannibalismus (T. Höllmann), zum Phänomen der Caudillos in Lateinamerika des frühen 19. Jhd. (M. Rickenberg) wie zu Gandhis Gewalterfahrung (D. Rothermund) und zur parallelen Rugby-Sozialisation der afrikaans-nationalistischen Machtelite in Südafrika (C. Marx) runden das Bild. Bilder, die in einer eher unreflektiert vorläufigen Weise um den Aufbau, die Erhaltung und die Folgen des Zerfalls des staatlichen Gewaltmonopols kreisen: „Caudillos als politisch-militärische Führergestalten ... die in der Unabhängigkeitskrise und in einer Phase rückläufiger institutioneller Entwicklungen von der Schwächung staatlicher Strukturen ... profitieren“ (S. 201).

Theoretisch fruchtbarer erscheint mir der kritische Rückgriff auf Elias' Zivilisations-Theorie zunächst in G. Althoffs konkreter Fehde-Analyse: Zumindest innerhalb des Adels orientierten sich im angeblich so martialischen Mittelalter die Gegner im Rahmen geregelter Machtauseinandersetzung weithin „an rationalen Prinzipien des kalkulierbaren Risikos“ (S. 169). Grundsätzlicher noch M. Dinges in seiner Kritik, die einerseits auf das gewaltfördernde Potential des sich bildenden Gewalt-Monopols – nach innen und nach außen (S. 183) – verweist und die andererseits die Vernachlässigung familiärer Gewalt betont: Man muß „die von Elias in den Blick genommenen langfristigen Entwicklungen der europäischen Geschichte in ihrer Ambivalenz deuten: Es gab Tendenzen zur Gewalteinhegung und solche zur Gewaltverbreitung bei der Bevölkerung und der Obrigkeit“ (S. 189), wobei es „wichtiger ist, die kulturelle Funktion von Gewalt in einer Gesellschaft zu verstehen, als vorwiegend ihre pathologischen Züge zu betonen“ (S. 188).

Eben dies demonstriert L. Ellrich in seiner an Geertz angelehnten Analyse der indonesischen Massaker von 1965/66: Als Produkt einer machtorientierten Strategie von Militär und CIA, die, eingebunden in eine historisch-gesellschaftliche Umbruchsituation, nur deshalb funktioniert, weil aus einem latenten (und mehr oder weniger ritualisiert verdrängten) *kulturellen Hintergrund* zweierlei erwachsen kann: Eine passende Ideologie und ein passender Lösungsmechanismus – in Indonesien seinerzeit das kommunistische Versprechen und der kollektive Amok (à la Devereux); in Jugoslawien dementsprechend etwa der geschichtsträchtige Nationalismus und das Phänomen vergeltender Blutrache; und bei uns der „irrationale“ Rassismus und der Glaube an die perfekte technische Machbarkeit, der „nicht allein in der Rüstungsproduktion, sondern auch im Kriegführen“ und eben auch in der Vollendung des Holocausts „nurmehr eine Variante der vorherrschenden Sorge um ‘deutsche Qualitätsarbeit’“ sah (A. Lüdtke, S. 285).

10. Dies ist ein ambivalent wirksames Gewaltmonopol und eine ambivalent besetzte kulturelle Konstitution, als Regelung wie Produzent massiver Gewalt, zumeist abstrahierend für oder gegen den Täter beschrieben. Doch, wie *Lindenberger/Lüdtke* betonen, eben diese „Differenz zwischen Tätern und Opfern ist ebensowenig eine ahistorische Konstante wie die Wertsysteme und Diskurse, in denen Gewalt repräsentiert und phantasiert wird“. Angesichts der „Selbstverständlichkeit physischer Herrschaftsgewalt“ bleibt zumeist beides ausgeblendet: „das *Erleiden von Gewalt* wie das *Zufügen von Gewalt*“ (S. 8, 11, 13).

Die damit vergebene Interpretations-Chance wird deutlich im Vergleich der Fehde-Interpretation von Althoff (s.o) mit *Algazi's* (auf unsere Situation fast bruchlos übertragbaren) Analyse adliger Fehde im 15. Jhd., die nicht nur deren „Raub und Brand“-Charakter gegenüber den Untertanen des Rivalen unterstreicht, sondern zugleich damit auf den folgenden dreifachen Sachverhalt verweist: Zunächst auf die doppelte standes- und herrschaftsichernde Funktion dieser Fehde gegenüber der davon direkt betroffenen Land- und Stadt-Bevölkerung, d.h. einerseits als Versuch, „mittels Gewalt eine soziale Ordnung wiederherzustellen, die durch ökonomische Prozesse unterminiert wurde“ (S. 58), und andererseits, wie *Algazi* in seiner Analyse der „Schutz und Schirm“-Lehre (als Vorläufer der Gewaltmonopol-Legitimation) überzeugend nachweist, „als Anstachelung der Bindung von Bau-

ern an partikulare Herren durch die Produktion des sozialen Bedürfnisses nach 'Schutz'“ gegen eine Gewalt, die von eben diesen Herren ausging (S. 164,133). Sodann wird erst in dieser Blickwende deutlich, daß die traditionelle Sicht eines einheitlichen feudal-mittelalterlichen Rechtsbewußtseins, einer „Verfassung“ à la Brunner, die Projektion eines (ebenso projektiven) neuzeitlichen Konsensmodells auf eine Zeit darstellt, in der „keine Klasse oder professionelle Gruppe mit der exklusiven Autorität ausgestattet war, zu definieren, was Recht war“ (S. 49). Und schließlich belegt die gesamte Diskussion, welche legitimierende und damit herrschaftssichernde Rolle damals (und unter Berufung auf solche Traditionen auch heute) Konstruktionen einer (tatsächlich nicht existenten) feudalen Gegenseitigkeit besaßen; ein „ständiger Kampf um Bedeutung“ zur Festigung einer Hegemonie (S. 234ff., 249) auch gegenüber ihrem ebenso ideologischem Pendant einer „Stadtluft-macht-frei“-Lehre.

Auch die weiteren Beiträge in *Lindenberger/Lüdtke* stellen „liebgewonnene Gewißheiten in Frage“ (S. 30). Eindrucksvoll sind die konkreten, gleichwohl eher sprachlosen Erinnerungsberichte über Töten und Todesangst im 2. Weltkrieg (H. J. Schröder) oder die Analyse der Motivation, Situation und der Konsequenzen für „Männer, die im 1. Weltkrieg als unfreiwillige Soldaten verpflichtet waren, zu töten oder sich töten zu lassen“ (M. Geyer, S. 158). Bedeutsam auch die Hinweise auf die divergierende symbolische Funktion des Mordens zur Zeit der Religionskriege im Frankreich des 16. Jhds (D. Crouzet) einerseits und zur annähernd gleichen Zeit im Nürnberger Stadtgeschehen im Verhältnis zwischen Gewalt und Fluchen/Gotteslästern andererseits: „Körperverletzungen und Totschläge bringen die Stadt nicht in Gefahr, den Zorn Gottes erleiden zu müssen“ (V. Groebner, S. 183). In eben dieser reziproken Weise korrespondiert das Lynchen physischer Gewalttäter im Wilhelminischen Berlin als kommunales Korrektiv – „als ein durch gesellschaftliche Konventionen und Verhaltensnormen gedecktes Handlungsmuster“ (T. Lindenberger, S. 200) – mit einer anderen Form informeller sozialer Kontrolle, der dulddenden Hinnahme von 'Gewalt und Sexualität in einer Berliner Arbeiternachbarschaft' (E. Brücker): Auch wenn sie nachträglich eher positiv geschildert wurde, „die Nachbarschaft war kein Schutzraum, in dem die Frauen in einem Netz sozialer Solidarität der Gewalt der Männer wirksam entgegentraten. Im Gegenteil: Die funktionalen, materiellen und emotionalen Hilfeleistungen waren in ihrer Wirkung begrenzt und stabilisierten das System“ (S. 364f.).

Und schließlich könnte der Blick auf die Konflikte in den Wohlfahrtsbehörden der Weimarer Republik (D. Crew), auf das Ausmaß der militanten Straßengewalt um 1930 (E. Rosenhaft), auf die häusliche Gewalt im Schwarzwald des 18. Jhd. (M. Hohkamp) oder auf die Anfänge der Erziehung „verwahrloster“ Jugendlicher im vormärzlichen Hamburg (J. Döbler) unseren so erschütterten (und doch für das politische Handeln so notwendigen!) Glauben à la Elias an eine europäische Postmoderne „mit einem allmählichen Übergang zur Gewaltvermeidung, wenn nicht Gewaltfreiheit“ (S. 30) bekräftigen, wenn es denn gelänge, die fremdorganisierende staatliche Gewalt auf das von den Kriminologen als so bedrohlich geschilderte Niveau eigenorganisierter (und verantwortbar/verantworteter) privater 'gewalt-affiner Einstellungen' herunterzuregulieren.

11. *Zweierlei Fragen bleiben.* Zunächst: Soll die Kriminologie – in ihren beiden kritisch-unkritischen Varianten – nach wie vor nur für die Bereinigung der „privaten Alltagsgewalt“ zuständig bleiben, oder sollte sie sich auch um die „öffentliche Gewalt“ inner- wie zwischenstaatlicher Art kümmern, also um deren rechten Gebrauch wie Mißbrauch, um Makrokriminalität der Nürnberger Art bis hin zum Kosovo. Doch wenn, wie? In der genüßlichen Lehn-/Lehrstuhl-Mentalität derer, die es auf dem privaten Feld der Gewalt den administrativen Kollegen oder der „new left“ überlassen, Lösungen zu finden? Das läge angesichts der dabei relevanten Macht-Ressourcen nahe. Doch wer sonst löst – wie – die im Zeitalter der Globalisierung mit ihrem erfreulich/unerfreulichen Souveränitätszerfall und ihren weitverbreiteten kriminellen Regimes (von denen wir bei uns in diesem kurzen Jahrhundert für mehr als 50 Jahre immerhin zwei erproben durften) die anstehenden Aufgaben eines Haager Modells? Juristen, Militärs, gewaltmonopolistische Politiker?

Die andere, näherliegende Frage wäre: Können wir aus jener Makro-Gewalt-Situation etwas für „unsere“ Gewaltprobleme lernen (die umgekehrte Frage, was jene von uns lernen kann, lasse ich lieber dahingestellt), oder sind diese beiden Gewaltwelten so durchweg verschieden, wie dies uns das legitime Gewaltmonopol glauben läßt (vgl. Quensel 1995)?

Und eben hier öffnet der „kulturelle“ Blick eine Arena, die von der üblichen Mikro-(Psycho-, Aggressions-) oder Makro-(ökonomisch, Macht-)Perspektive ebenso vernebelt wird, wie durch Beschränkung der Diskussion auf „Subkulturen“ (böser Jugendlicher) oder „Kulturkonflikte“ (marginalisierter Immigranten).

Da ist zunächst das generelle (Mensur-)Diktum von Gay und Sofsky: „Kultur zähmt und fördert Gewalt“, ebenso wie die Freud/Marcuse -Foucault-Kontroverse: Gewalt ist nie nur repressiv sondern stets auch „produktiv“, zivilisatorisch à la Elias und Gay, machtkonstituierend à la Algazi und identitätsstiftend (in der Therapie wie in der Skin-Hetzjagd).

„Kultur“ liefert ebenso die Form für gewaltfreies Handeln wie für den Exzeß bis hin zu Sofskys „Freude unbegrenzter Selbstenthemmung“; sie legitimiert den Hooligan wie seine polizeilichen Gegner, das familiär-patriarchalische Gewalt-Drama ebenso wie das nachbarliche Schweigen à la Brücker. Und diese Kultur bietet uns von der Schulgewalt über die gender-Gewalt bis hin zum „gerechten“ Krieg und Holocaust den gemeinsamen Geertz'schen Boden, der dann jeweils in unterschiedliche, einander gegenüberstehende „Subkulturen“ auseinander treten kann, ohne daß wir uns (scheinbar ungefährdet, objektiv und wertneutral) auf den Heitmeyer'schen Werteverfall berufen könnten. Weshalb wir uns auch hier zur wertsetzenden Aufgabe als „produktiv realitätsverarbeitende Subjekte“ bekennen sollten.

Denn: Diese Kultur ist Produkt unserer alltäglichen Handlungen, Gay'scher Witze und Vollmer'scher Alltagskultur ebenso wie staatlicher Normen und Kriminalisierung. Und, das ist für uns entscheidend, Kultur ist stets auch Produkt theoretischen Raisonierens, wobei offen bleibt, welche Definitionsmacht den hier besprochenen Büchern in unserem Handeln zukommen kann.

Zwei Fragen also, die nach wie vor zwei andere ebenso wichtige Fragen vorläufig in den Hintergrund drängen; Nämlich die nach dem gemeinsamen Kern solcher 'Gewalt' – dem privaten, physischen Erleiden der Gewalt. Und die nach dem historisch wechselnden Verhältnis zu anderen Gewalten – der strukturellen Gewalt, die den Raum möglicher Entfaltung verhindert, und der hegemonialen Gewalt über unsere Köpfe, für die wir an sich selber verantwortlich wären.

## **Literatur**

AHRENDT, H., Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen, 8. Aufl., München 1998.

BAUMAN, Z., Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust, Hamburg 1992.

BROWNING, CH., Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen, Reinbek 1993.

BUFORD, B., Unter Hooligans, Frankfurt a.M. 1992.

BRUNNER, O., Land und Herrschaft, 5. Aufl., Darmstadt 1965.

DEVEREUX, G., Normal und anormal. Aufsätze zur allgemeinen Ethopsychiatrie, Frankfurt a.M. 1982.

ELIAS, N., Über den Prozess der Zivilisation, Frankfurt a.M. 1969.

GEERTZ, C., Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt a.M. 1991.

GOLDHAGEN, D. J., Hitlers willige Vollstrecker, Berlin 1998.

QUENSEL, S., Ansichten und Diskurse über Gewalt, in: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform 75, 1992, S. 249-260.

QUENSEL, S., Gewaltspiele, in: H. SCHMIDT-SEMISCH/M. LINDENBERG (Hg.), Gewaltwelten, München 1995, S. 84-112.

SCHWARZBUCH DES KOMMUNISMUS. Unterdrückung, Verbrechen und Terror, München 1997.

Februar 1999

Universität Bremen

Fachbereich 08

28353 Bremen